

Hinweis

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **78 (1998)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schuschniggs Briefe aus dem KZ

Dieter A. Binder, Heinrich Schuschnigg (Hgg.). *Sofort vernichten. Die vertraulichen Briefe Kurt und Vera von Schuschniggs 1938–1945. Mit einem Vorwort von Herbert Rosendorfer, Amalthea, Wien 1997.*

Nach dem Anschluss wurde der gestürzte österreichische Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg (später mit dem Decknamen Dr. Auster versehen) in NS-Haft genommen. Zuerst in seiner Residenz, einem Nebengebäude des Belvedere, sodann in den Gestapo-Zentralen in Wien (Hotel Metropol) und München (Wittelsbach-Palais), schliesslich im KZ Sachsenhausen bei Berlin, wo er bis zum Februar 1945 verblieb; das Ende und die Befreiung erlebte er mit anderen Notabelnhäftlingen in Tirol. Die Haftbedingungen waren zuerst schikanös (in Wien z.B. ständige Beleuchtung, die von ihm erst noch bezahlt werden musste), lockerten sich dann, zumal seine zweite Frau Vera (geb. Gräfin Czernin v. Fugger; die erste Ehefrau war 1935 bei einem Autounfall ums Leben gekommen) zu ihm ziehen und das Paar im KZ ein eigenes kleines Haus beziehen und sogar ein Dienstmädchen halten, lesen, schreiben und Radio hören durfte. Diese privilegierte Existenz war sicherlich der deutschösterreichisch-antimarxistischen Gesinnung des hohen Inhaftierten zu verdanken, schloss aber eine latente Bedrohung nicht aus. Gerichtet sind die zur Vernichtung bestimmten Briefe fast ausnahmslos an den jüngeren Bruder Artur, der bis 1938 eine führende Stellung bei der Ravag (dem österr. Rundfunk) einnahm und da vor allem die Kontakte zu Künstlern (auch Komponisten) unterhielt; ferner an «Onkel Hermann», den Innsbrucker Historiker und Volkskundler Wopfnier. Während sie anfänglich von der Gemahlin stammen, fängt der Ex-Kanzler erst im Mai 1941 mit dem Schreiben an, setzt es bis Januar 1945 fort; dann tritt eine Unterbrechung ein bis zum September, als Schuschnigg sich wieder aus Rom meldet, «endlich frei», nachdem ein Zwischenaufenthalt in Capri noch unter amerikanischer Kontrolle gestanden hatte.

Begreiflicherweise sind die Briefe vorsichtig im Ton, die Kriegereignisse kaum direkt berührend – weder von Stalingrad noch vom 20. Juli verlautet ein Wort –, weil von «gestapelnischem» Mitlesen stets auszugehen war und mit dem Autor auch die Familie gefährden konnte. Dass ihm einmal ein Seufzer über «diese Sauzeit» entfährt, ist schon gewagte Kühnheit. Melancholisch wirken die Äusserungen etwa dann, wenn sie bittere Wende-Erfahrungen widerspiegeln. «Ich weiss doch noch, wie z.B. Sven Hedin zu mir gesprochen hat.»; das nur ein Beispiel neben anderen. Zitiert wird das trübe Bonmot eines früheren Ministerkollegen über den so prompt umgefallenen Wiener Kardinal Innitzer als «Inserm Unnitzer». Resignation drohte.

Um 1941/42 sah es aus, als liesse das Dritte Reich sich noch auf längere Zeit nicht aus den Angeln heben. «Ein magerer Trost, dass es keiner prophetischen Gabe bedurfte, um die zwangsläufige Entwicklung zu prognostizieren, und dass alles genau so gekommen ist; – wer es wollte und heute überrascht ist, kann mir nicht leid tun ...», liest sich unterm 29. Mai 1941. Gelegentlich versucht er sogar, dem Neuen wenigstens marginal Gutes abzugewinnen, so den als «wirklich prima» empfundenen Sportstadien oder der «Klein-

häuserarchitektur». Aber eben, das sei ja schon in den zwanziger Jahren angelegt gewesen. Auch Selbstkritik klingt an, obgleich eher selten, und dann nicht dort, wo man heute die Schwachstellen des «christlichen Ständestaates» wahrnimmt. Bemerkenswert immerhin die Vorbehalte gegen die antinazistische Politisierung der Salzburger Festspiele zwischen 1933 und 1938, wozu ausgerechnet der grosse Maestro aus Italien wesentlich beitrug. «Toscanini hatte sich der fixen Idee verschworen, mit Salzburg Bayreuth das Wasser abzugraben. Daher immer mehr Wagner. Zuerst «Meistersinger», dann noch «Tannhäuser», und so wäre es wohl weitergegangen. Wir anderen stemmten uns dagegen. Nicht gegen Wagner oder Bayreuth, sondern für Salzburg. Ich hätte gerne einen Rossini neben Mozart, Gluck und dem sonstigen Repertoire gesehen und eine schöne Fledermaus Aber vollkommen aussichtslos und hoffnungslos, ausser man wollte auf Toscanini verzichten.» Schuschnigg mochte spüren, wie provokativ ein solches Gegen-Bayreuth auf den «Führer» wirken konnte. Geändert hätte freilich auch eine Anpassung am Ablauf der Ereignisse nicht viel; die Stunde der christlich-deutschen Halbdiktatur (ohne Antisemitismus) schlug, als Mussolini – dessen Name nur beiläufig vorkommt – sie dem Achsenpartner preisgab.

Im übrigen liess das «Pensionistenleben» dem Ehepaar mit Kleinkind (der gymnasiale Sohn wuchs zur Sorge des Vaters dem Kriegseinsatz entgegen) viel Zeit, zur Gartenarbeit (auch aus Verpflegungsgründen nützlich), zum Schreiben und vor allem zum Lesen. Das es an Zeitungen für ihn nur den «Völkischen Beobachter» gab, gewann anderes an Gewicht. Unter dem Eindruck der «Dix années d'exil» von Mme de Staël entfährt ihm die Bemerkung: «Man greift sich geradezu an den Kopf und schaut immer wieder nach, ob man sich nicht irrte, – so aktuell und tatsachengetreu klingt das!» Die edle Frau konnte sich zwar dem Zugriff ihres Gewaltherrschers entziehen, musste ihre prekäre Sicherheit aber mit der Flucht von Paris nach Copper, dann weiter über Wien nach St. Petersburg erkaufen. Churchills frühere Memoiren aber seien («so verbrecherisch es sich anhört») eben doch «wesentlich besser, als der Glaube es für wahrzuhalten es uns vorschreibt» – dies aber «ganz unter uns gesagt»; der Name des offiziös Verhassten fällt auch nur dies eine Mal. Zu Schnabels Deutscher Geschichte heisst es lakonisch: «Gehört zu den Werken, die man ungern zurückgibt.»

Biographische Einleitungen zu den Hauptpersonen und reiche Anmerkungen (manchmal überreich; dass die «Aida» von Verdi und die «Meistersinger» von Wagner sind, bräuchte nicht eigens gesagt zu werden) ergänzen ebenso den Band wie die interessanten Abbildungen (zu einer Abb.: Prinzessin Mafalda von Hessen, im KZ Buchenwald umgekommen, war die Tochter Viktor Emanuels III., nicht des Zweiten). Die Edition bietet den Grundstein zu einer abschliessenden Biographie Schuschniggs für dessen Spätzeit, bildet darüber hinaus aber auch einen anschaulichen Beitrag zur Bewältigung eines – freilich begünstigten – Daseins in einem KZ. ♦

PETER STADLER

